Frankfurt a. M.
Verlag von J. Kauffmann



Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft VIII, Frankfurt a. M. 1910.

Das Buch Koheleth.

Ein Vortrag.

Von

Rabbiner **Dr. Salomon Stein**-Schweinfurt.

„Habent sua fata libelli“ lautet ein lateinisches Wort. Zumeist gilt dieses Wort von der Tatsache, dass Bücher nicht selten Wanderungen durch die Zeiten und Länder antreten, oftmals Jahrhunderte, ja Jahrtausende verschwinden und dann plötzlich der erstaunten Welt sich als wahre Wunder präsentieren. In vielen Fällen verdanken dieselben ganz zufälligen Umständen ihre Erhaltung.

Bei dem Buch Koheleth hat das Wort einen ganz anderen Sinn. Es hat zu allen Zeiten eine ganz verschiedene Beurteilung hinsichtlich seines Inhalts gefunden. Die Auffassung seines Inhalts zeitigte geradezu einander sich ausschliessende Gegensätze.

Wir können uns kaum grössere Gegensätze denken als Optimismus und Pessimismus.

Diese beiden Anschauungen sind bekanntlich der Ausdruck von Werturteilen hinsichtlich der Welt und ihres Charakters, hinsichtlich des Lebens und seines Inhaltes.

Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut. Alles, was geschieht, hat seinen Grund und seinen weisen Zweck. Die Welt wird beherrscht von grossen Gesetzen und dient erhabenen Zwecken. Das Leben ist ein herrliches Gut, eine sinnvolle Erscheinung. Die Welt als Ganzes ist die best denkbare Welt. So lehrt der Optimismus. Er gibt damit die Auffassung der heiligen Schrift wieder, die uns mitteilt, dass die Gottheit selber ihre Befriedigung über jede einzelne ihrer Schöpfungen ausgesprochen und sie für gut, bezw. sehr gut erklärt habe.

Dem gegenüber behauptet der Pessimismus, dass Welt und Leben gar nicht schlechter sein könnten, als sie tatsächlich sind.

Schopenhauer drückt dieses Werturteil des Pessimismus in folgenden charakteristischen Worten aus: „Die durchgängige Beschaffenheit des Lebens stellt sich dar, als darauf abgesehen und berechnet, die Ueberzeugung zu erwecken, dass gar nichts unseres Strebens, Treibens und Ringens wert sei; dass alle Güter nichtig seien, die Welt an allen Enden bankrott und das Leben ein Geschäft, das die Kosten nicht deckt, auf dass unser Wille sich davon abwende". Schopenhauer, der Herold, der moderne Prophet dieser trüben Lebensanschauung, die Cohen in seiner Ethik (S. 426) als den Abschaum einer verirrten trostlosen Grübelei bezeichnet, erklärt den Willen zum Leben als den allein wahren Ausdruck des innersten Wesens der Welt.

Der Wille ist in seiner Erscheinung Begehren, d. h. Bedürfnis; denn man begehrt nur, wenn man etwas bedarf. Alles Streben entspringt aber aus Unzufriedenheit mit dem jeweiligen Zustande, aus Not, also aus Leiden, solange es nicht befriedigt ist. Schweigt das Begehren aber auf kurze Zeit, so entsteht Langeweile. „Not und Langeweile sind die beiden Dämonen des Lebens; gleich einem Pendel springt das Leben zwischen Not und Langeweile hin und her. Der einzige Weg, sich vom Leben und Leiden zu befreien, ist die Verneinung des Willens zum Leben. Diese Konsequenz des Pessimismus, die Verneinung des Willens zum Leben, nennt Cohen mit Recht eine Methode im Wahnsinn (S. 528).

Wir brauchen hier zu diesen beiden grundsätzlich einander ausschliessenden Anschauungen keineswegs Stellung nehmen. Ganz sicher muss es für die Bekenner einer positiven Religion ausgeschlossen sein, dass sie dem Pessimismus als Weltanschauung huldigen.

Aber auch für denjenigen, der jede positive Stellung zu Fragen des Glaubens ablehnt, kann nie und nimmer auf dem Wege des Intellekts die Frage entschieden werden, ob der Optimismus oder der Pessimismus Recht habe.

Es ist dies mehr oder weniger eine Frage des Subjekts, der persönlichen Veranlagung, wobei die Erfahrungen des eigenen Lebens einen nicht geringen Gewichtstein in die ein oder andere Wagschale legen.

Wenn wir hier aber auch zu diesen Anschauungen des Pessimismus und des Optimismus Stellung zu nehmen nicht veranlasst sind, so mussten wir doch davon sprechen, um das eigentümliche Schicksal des Buches Koheleth klar zu beleuchten, das tatsächlich allen Ernstes für beide Anschauungen schon in Anspruch genommen worden ist, um zu zeigen, dass gerade bei ihm das Wort zutrifft: „Bücher haben ihre Schicksale!"

Solche gegensätzliche Auffassung wäre aber nicht denkbar, wenn nicht das Buch selber, sei es nun falsch oder richtig verstanden, irgend welche Handhabe dazu böte. In der Tat ist das Buch des Predigers voll der krassesten und ergreifendsten Gegensätze. Die Frage wird deshalb die sein, ob es möglich ist, die Gegensätze zu erklären, als aus einem übergeordneten Gedanken geflossen zu erkennen oder in eine abschliessende Anschauung versöhnend hinüber zu leiten.

Schon jetzt können wir diese Möglichkeit bejahen; ja wir können von einer geschichtlichen Tatsache erzählen, die uns zeigt, dass eine sehr beachtenswerte Instanz vor fast 2000 Jahren ihr Urteil dahin gefällt hat, dass an den Widersprüchen und Gegensätzen in Koheleth ein Anstoss nicht zu nehmen ist, dass dieselben vielmehr bei richtiger Auffassung ihre Erklärung und Versöhnung finden.

Diese Instanz waren die Weisen Israels und der Anlass, bei dem sie das Urteil fällten, war die Entscheidung über die Frage, ob das Buch des Predigers in die Sammlung der biblischen Bücher aufzunehmen oder von der Bibel auszuschliessen sei. Das letztere sollte geschehen, weil man bei den krassen Widersprüchen des Buches eine Gefährdung des rechten Glaubens befürchtete. (Talmud Sabbath 30b.) Gewiss auch ein sehr merkwürdiges Schicksal dieses merkwürdigen Buches, aber auch ein sehr rühmliches Zeugnis für die Unbefangenheit und Gedankentiefe der Weisen Israels, dass sie sich für seine Aufnahme in die Bibel entschieden, indem sie sich dahin äusserten, dass bei richtiger Auffassung das Buch einen Anstoss nicht biete, weil tatsächlich alle scheinbar glaubensfeindlichen Aussprüche im Buche selber ihre befriedigende Erklärung finden.

Man darf wohl annehmen, dass wir es diesem Urteil und dem darauf fussenden Beschluss zu verdanken haben, dass das

Buch Koheleth der Welt erhalten geblieben ist; das Gegenteil wäre sicher ein grosser Verlust gewesen.

Um es nun auch sofort, ehe wir noch den Inhalt des Buches und seine Einzelheiten betrachten, begreiflich zu machen, wie es kommt, dass ein Buch so verschiedentlich eingeschätzt werden kann, seien folgende der Gesamtbeurteilung des Buches und dem Verständnis dienende Bemerkungen vorausgeschickt.

Zwei Seelen sind es, die in Koheleths Innerem mit einander ringen. Es ist die Seele des nüchternen vorurteilslosen Philosophen, der das Leben als Empiriker betrachtet, so wie es ist, und der demgemäss sehr viel am Leben und an der Welt auszusetzen hat. Daneben macht sich aber in seinem Innern die Seele des glaubenstreuen, auf dem Boden der durch die Thora gelehrten Weltanschauung stehenden Juden geltend, der vermöge seines Glaubens fest überzeugt ist, dass die Welt, in der wir leben, die beste ist, dass das Leben Sinn und Bedeutung hat, dass alle Zweifel ihre positive Lösung finden und dass jeder Kritik und Ausstellung ohne weiteres der Boden entzogen ist, wenn wir die Hilfe des Glaubens in Anspruch nehmen. Freilich es schmerzt Koheleth, ja es bereitet seiner Seele Folterqualen, dass er nicht aus sich selber heraus die Antwort auf seine Fragen zu geben vermag, dass er nicht durch seine Verstandeskraft den Schleier der verbleibenden intelektuellen Geheimnisse zu lüften imstande ist. Pessimist ist Koheleth, soweit er es überhaupt ist, nicht allein im gewöhnlichen Sinn, nicht allein hinsichtlich der Beurteilung der Welt und des Lebens an und für sich, sondern ganz besonders in der Richtung, dass er es beklagt, dass menschliche Vernunft, also auch die eigene, unzulänglich ist zur Lösung der grossen Lebensrätsel.

Es ist nicht zu leugnen, dass zumal dieser letztere Pessimismus, das Verzweifeln an dem Vermögen der menschlichen Verstandeskraft und die daraus entspringende Resignation dem Buch stellenweise einen sehr wehmütigen Zug verleiht.

Charakteristisch ist in dieser Richtung der Satz am Ende des 8. Kapitels:

„Und beobachtet habe ich alle Handlungen Gottes, dass der Mensch nicht zu durchdringen vermag das Wirken Gottes, das unterhalb des Himmels geschieht, so dass der Mensch, auch wenn

er sich müht, es zu durchdringen, es doch nicht findet; auch wenn der Weise denkt, es erkennen zu wollen, er wird es doch nicht finden" (VIII, 17).

Wir haben in der kurzen Darstellung der pessimistischen Grundgedanken gesehen, dass die letzte Konsequenz dieser verderblichen Anschauung die Verneinung des Lebens, d. h. das vollständige Sich-Abwenden vom Leben ist. Davon ist Koheleth nun soweit entfernt, wie der Osten vom Westen. Im Gegenteil, trotz seines schmerzvollen, fast bis zur Ermüdung wiederkehrenden Verdikts „Eitelkeit der Eitelkeiten!" „Alles ist eitel!" rät er, das Leben in den durch die Tatsache des göttlichen Gerichtes gezogenen Grenzen in Ruhe zu geniessen. An Gott und sein Gericht glaubt er fest und sicher. Wer aber an Gott glaubt, kann in dem bekannten philosophischen Sinne Pessimist nicht sein. Demgemäss zieht er aus seiner Anschauung nicht die Konsequenzen, die der philosophische Pessimist zu ziehen gezwungen ist. Er hasst das Leben nicht; jedenfalls bleibt er bei dem vorübergehend geäusserten Lebenshass nicht stehen. Im Gegenteil, er gibt Ratschläge, wie man das Leben trotz seines fragwürdigen Charakters nützlich und im Sinne der Rechtfertigung vor Gott einzurichten vermag. Diese seine Darlegungen sind durchaus praktische Philosophie; sie ergibt sich aus seiner theoretischen Auffassung der Welt und des Lebens. Wir werden das im einzelnen noch kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Das ganze Buch des Predigers ist die Beichte eines Mannes, der seine intimsten Anschauungen rückhaltslos aufdeckt, der uns seine Zweifel unverhohlen mitteilt, der vor allem nicht verschweigt den Zwiespalt seiner Seele, der daraus erwächst, dass es für den Intellekt Probleme gibt, die schlechterdings unlösbar sind, wenn der Mensch nicht seine Zuflucht nimmt zu den Herzenswahrheiten des Glaubens. Es ist aber auch die Beichte eines Mannes, der erkennen lässt, wie er ehrlich an der Lösung dieser Zweifel arbeitet und, da sie für menschliche Vernunft unlösbar bleiben müssen, sich vor dem Willen Gottes beugt, dem er seine Vernunft unterordnet.

Schon diese Auffassung mag uns belehren, dass keinesfalls die Widersprüche in diesem Buche Widersprüche bleiben und uns darum auch nicht zu stören brauchen.

Wenn wir schon jetzt den Inhalt des Buches mit einem wissenschaftlichen Terminus erschöpfend darstellen sollen, so müssen wir sagen, das Buch lehrt vom Standpunkt der Erfahrungstatsachen des Hieniedens aus einen Pessimismus des Lebens, der aber durch einen transzendentalen, d. h. einen übersinnlichen Optimismus dauernd überwunden wird. Dieser Optimismus seinerseits strömt uns zu aus den religiösen Heilswahrheiten, die wir freilich nicht mit dem Verstand, sondern nur mit dem Herzen erfassen können.

Es entspricht dieser Grundcharakter des Buches jener merkwürdigen Auffassung vom Leben, die wir einer talmudischen Kontroverse entnehmen können. Im Talmud (Erubin 13 b) wird berichtet, dass $2^1/_2$ Jahre die Schule Schammais und die Schule Hillels darüber gestritten habe, ob das Leben für den Menschen ein Glück bedeute oder nicht. Die Schule Hillels erklärte das Leben als ein unbedingtes Glück, die Schule Schammais meint, es wäre für den Menschen besser, nicht geboren zu sein. Schliesslich habe man sich auf die Ansicht der Schule Schammais geeinigt, wonach also das Leben kein Glück sei. Freilich mit dem überaus bedeutsamen Zusatz, dass der Mensch, nachdem er geboren sei, sich mit seinen Handlungen befassen solle, um das Leben doch noch zu einem relativen Glück zu gestalten. Das heisst doch wohl mit anderen Worten, dass durch die bewusste Verknüpfung des Lebens mit Gott, durch Gottesfurcht und gesetzmässiges Leben der Pessimismus überwunden werde, dass das Leben immer noch einen wertvollen Inhalt gewinnen könne. Ganz und gar ist das auch der Grundgedanke des Buches Koheleth: Der religiöse Optimismus besiegt den spekulativen Pessimismus [1]).

Wenn wir nunmehr mit der Darstellung des Inhalts unseres Buches beginnen sollen, die den Nachweis von der Richtigkeit dieser Grundauffassung zu erbringen bestimmt ist, so ist zunächst zu bemerken, dass das Buch einer strengen Gedankeneinteilung entbehrt. Das ist bei dem Charakter des Buches, wie wir ihn bezeichnet haben, bei dem Charakter einer Herzensbeichte, bei der Darstellung quälender und schliesslich besiegter Zweifel auch

---

[1]) Vergleiche hiezu die trefflichen Ausführungen in „H. Goitein, der Optimismus und Pessimismus in der jüdischen Religionsphilosophie", Berlin, Mayer und Müller 1890, S. 7—11.

gar nicht weiter auffällig. Der Weg von der Ungewissheit des Zweifels zur endgiltigen Klarheit stellt fast niemals eine gerade Linie dar. In der Regel ist der Weg eine Zickzack - Linie, die Temperatur - Kurve des Fieberkranken, die sich öfters der Normallinie nähert, sie aber sofort wieder verlässt, um sich von neuem in der Unbestimmtheit zu verlieren, bis schliesslich die endgiltige geradlinige Fortbewegung die vollständige Gesundung anzeigt.

Immerhin lassen sich 2 grundlegende Teile nicht verkennen; es ist dies ein theoretischer und ein praktischer Teil [1]).

Fast könnte man diese beiden Teile auch den Teil der Klage und den Teil der Ratschläge nennen. Aber auch diese Teile sind nicht durchaus streng getrennt.

Mit der unerbittlich herben und traurigen Verurteilung des Lebens, die in die Worte gekleidet ist: „Eitelkeit der Eitelkeiten, sagt Koheleth, Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist eitel! Was hat der Mensch für einen Gewinn bei aller seiner Mühe, mit der er sich abmüht unter der Sonne?" setzt Koheleth ein.

In der Welt beobachten wir, so fährt Koheleth fort, einen bis zur Ermüdung einförmigen Wechsel der Geschlechter ohne jedes Ziel, einen ununterbrochenen, eintönigen Kreislauf der Himmelskörper, der Winde, der Flüsse, ein beständiges Einerlei in den sich abspielenden Ereignissen ohne jede neue Erscheinung; endlich ein vollständiges Untertauchen und Vergessenwerden der Geschlechter als trostloses Schicksal der Menschen. Diese Beobachtung führt zur Ermüdung und Ermattung, zum Verdruss und zur Verzweiflung (I, 1—11).

Um diesem ermüdenden Einerlei auszuweichen, um einen erfreuenden, befriedigenden Lebensinhalt und Lebenszweck zu gewinnen, versucht es Koheleth mit den verschiedensten Lebensgütern; er will erproben, ob sie den Menschen beglücken können. Die Frage nach dem höchsten Gut, der Hauptinhalt der ethischen Systeme aller Zeiten, findet hier ihre Behandlung und die einzelnen Systeme der Ethik, die sich ja nur grundsätzlich in der Setzung des höchsten Gutes unterscheiden, ihre unerbittliche Kritik.

---

[2]) Diese beiden Teile sind vorhanden und können anerkannt werden auch ohne den für uns gar nicht diskutierbaren hyperkritischen Versuch Bickells in seinem: „Der Prediger über den Wert des Daseins".

Es ist ehrenvoll für Koheleth, dass er, um das Glück kennen zu lernen, es zuerst mit der Weisheit, der Philosophie versucht, einem gewiss idealen Lebensinhalt (II, 12—18). Allein es ist ein vergebliches Beginnen; denn durch alle Weisheit kann der Mensch den Gang der Welt nicht ändern. (II, 15). Ausserdem hat die Vermehrung der Weisheit eine Vermehrung und Verstärkung von Schmerz und Kummer zur Folge (II, 18), da der Weise die Uebel uud das Unbefriedigende der Welt und ihres Laufs nur um so deutlicher erkennt, während der Unvernünftige sie gar nicht merkt und demgemäss nicht beachtet.

Wenn auch Koheleth zugestehen muss, dass der Weise, der offenen Auges durchs Leben geht, einen Vorzug hat vor dem Toren, der im Finsteren einherwandelt und die Erscheinungen des Lebens übersieht, so kann ihn dieser Vorzug doch nicht versöhnen; denn das physische Schicksal des Weisen, wie des Toren ist dasselbe: der Tod und nicht minder das Vergessenwerden schon in den nächsten Geschlechtern (II, 13–16). Und dazu kommt noch ein Weiteres. Koheleth sucht nunmehr Befriedigung im Genuss, in der Lebensfreude, im Glanz und Prunk, wobei ihn seine Weisheit vor einem sinnlosen Uebermass bewahrte (II, 1—12). Eine vorübergehende Befriedigung hat ihm der Genuss und die Freude, die den Lohn seiner Mühe darstellte allerdings gebracht; aber gerade seine Weisheit ist es, die ihm auch den Genuss und die Freude verleidet. Er, der weise König und Philosoph, sucht sich über das Wesen des Genusses und den Zweck der Lebensfreude Rechenschaft abzulegen und sieh, auch der Genuss stellt sich ihm als eitel dar, als ein Haschen nach Wind.

Ganz gewiss ist auch ein tätiges Leben, ein ernstes Arbeiten ein Moment der Befriedigung, besonders wenn wir die Ernte, die aus der ausgestreuten Saat erwächst, beachten. Allein auch hier kommt der trübe Gedanke des Todes und die damit verbundene Notwendigkeit, dass der Mensch seine Erfolge an Arbeit und Reichtum einem anderen überlassen muss, von dem er nicht einmal weiss, ob er weise oder töricht sein wird, störend dazwischen und vernichtet grausam jede Befriedigung (II, 18–23).

Koheleth verkennt keineswegs, dass Weisheit und Arbeit in objektivem Betracht einen Vorzug darstellen; aber in subjektiver

Beziehung sind sie wertlos; sie vermehren nicht die Zufriedenheit und die Glückesempfindung.

Das Resultat ist darum Verzweiflung und Lebenshass; denn nicht einmal das Geniessen ist in des Menschen Belieben gestellt. Die Fähigkeit des Geniessens ist von Gott abhängig. Dem guten Menschen ist sie verliehen, während der Sünder nur häuft und sammelt, ohne zu geniessen (II, 24—26). Für den Besitz als solchen als ein Mittel der Freude und des Glückes hat Koheleth gar kein Verständnis. Geiz und Habsucht finden rücksichtslose Verurteilung (V, 19 bis Ende). Ausserdem erkennt Koheleth als unedle Quelle allen Strebens und aller Erfolge der Menschen den Neid, die Konkurrenzsucht (IV, 4).

Unerbittlich verdammt er darum das Leben (IV, 4), Koheleth hasst das Leben. Die Toten sind vor den Lebenden glücklich zu preisen, noch mehr aber die, die noch gar nicht geboren sind. (IV, 2).

Zu dieser Verzweiflung und diesem Lebenshass tragen übrigens noch weitere Beobachtungen bei. In der Welt herrscht, das haben wir gesehen, ein unaufhörlicher Wechsel ohne jedes Ziel. Den gleichen Wechsel beobachten wir auch im Menschenleben, ohne dass daraus irgend welche Befriedigung entspringt. Leben und Tod, Pflanzen und Ausreissen, Lachen und Weinen, Hass und Liebe lösen einander ab. Auch sie beruhen auf einem Gesetze Gottes (III, 1—10). Gewiss anerkennt Koheleth, dass Gott die Welt schön geschaffen hat; auch hat Gott in das Herz des Menschen den Drang gepflanzt, die Ewigkeit anzustreben. Aber auch das trägt nur zur Ermüdung bei; denn der Mensch kann die Gedanken Gottes nicht von Anfang bis zu Ende erfassen (III, 9 und 10). Der Mensch kann auch nicht das Geringste daran ändern. Der Wechsel ist ewig. Gott allein kennt das in ihm sich kund tuende Gesetz (III, 14, 15); der Mensch kann es nicht erkennen und darum bleibt die Befriedigung mit dem Leben und der Welt für den Menschen aus.

Wenn wir vorhin hörten, dass Koheleth erklärt, er hasse das Leben, so ist dieser Hass bei ihm keinesfalls w i r k s a m, er zeitigt keine t a t s ä c h l i c h e n pessimistischen Konsequenzen; er ist, wenn wir so sagen dürfen, rein theoretisch oder nur die vorübergehende finstere Augenblicksstimmung einer übergewaltigen

Verzweifelung. Wer das Leben hasst, der wird nicht raten, es zu geniessen, sich über irgend etwas in der Welt zu freuen. Koheleth bleibt aber auch in diesem Zusammenhange bei seinem immer wiederkehrenden Urteil, das es für den Menschen angesichts aller leidigen Erscheinungen in Welt und Leben nichts Besseres gibt, als sich zu freuen, wofern er es kann, wofern es Gott ihm gewährt, und Gutes zu tun (III, 12), d. h. Freude zu empfinden an seinen Werken, seiner Mühe (III, 23).

Koheleth scheidet zwischen der Freude am Genuss und der Freude an seinen Handlungen. Das ist wichtig zu betonen.

Noch mehr Quellen des Lebensverdrusses gibt es für Koheleth.

Bedrückung und Vergewaltigung herrscht im Leben und als Folge davon Tränen und Seufzen; selbst am Orte des Gerichts herrscht der Frevel und die Ungerechtigkeit.

Allerdings ist es traurig, das alles mit ansehen zu müssen und verständlich, wenn man angesichts dieses Unrechts das Leben verwünscht (IV, 1—3). Allein es ist auch ein tröstlicher Gedanke unverkennbar. Er ist in der festen Ueberzeugung gelegen, dass, wenn alles einem Wechsel unterworfen ist, dann gewiss auch, einmal das Strafgericht Gottes eingreifen und den Ungerechtigkeiten ein Ende machen wird. „Ueber alle Handlungen wird dort verhandelt“ (III, 17). Hier bricht der den Pessimismus besiegende Glaube an das Jenseits mit elementarer Gewalt durch. Und doch ist es ergreifend, zu beobachten, wie die beiden Seelen Koheleths mit einander ringen. Indem er die stumme Frage seiner Seele, warum dieses Strafgericht Gottes denn nicht früher eintrifft, uns erraten lässt, fährt er fort, als ob ihn dieses Zugeständnis gereute: offenbar geschieht dies deshalb, weil Gott die Menschen prüfen will, weil er ihnen zu zeigen wünscht, dass sie dem Tier gleich sind, ein Gedanke, der sich uns aufdrängen muss, wenn wir den gleichen physischen Tod von Mensch und Tier betrachten, ohne Gewissheit zu haben, ob der Geist des Menschen nach oben steigt, die Tierseele aber nach unten[1] (III, 18—21).

---

[1]) Dass die Massoreten in העלה und in הירדת die Punktation des Artikels und nicht die des Fragewortes gewählt haben, ist sicher eine Art תקון סופרים. Wäre העלה und הירדת Attribut zu הרוח, so wäre das zweifache היא sprachlich nicht zu rechtfertigen.

Ja dieser Zweifel verdüstert sich an einer anderen Stelle zu dem dunkelsten Satz der Verzweiflung, zur Leugnung eines Lebens nach dem Tode. Heisst es doch (IX, 10): „Alles, was Deine Hand vermag zu tun, das tue in Deiner Kraft; denn es gibt kein Tun und keine Berechnung, keine Erkenntnis und keine Weisheit in der Gruft, zu der Du hingelangst".

Bei der dergestalt ungewissen Zukunft gibt es nichts Gutes ausser der Freude an seinen Handlungen. Das ist der immer wiederkehrende Refrain (III, 22).

Nicht nur die Betrachtung der Welt und des Lebens ist Koheleth eine Quelle des Unmuts und Verdrusses, einer pessimistisch verzweifelten Stimmung, sondern auch das Verhalten der Menschen. Ebenso wie er überzeugt ist, dass Gott die Welt schön geschaffen hat, so ist er auch überzeugt, dass Gott den Menschen gerade, schlicht und einfach gebildet hat.

Das Bild vom Menschen, das die Erfahrung uns darbietet, ist aber ein wesentlich anderes. „Die Menschen streben viele Klügeleien an", d. h. die Menschen haben durch eine falsche Kultur, durch Diplomatie und Politik, durch Unaufrichtigkeit und Gefallen an scheinhaftem Wesen ihre Natur entstellt.

Wenn das schon vom Menschen im allgemeinen gilt, so gilt es ganz besonders vom weiblichen Geschlecht, das noch mehr solcher Künsteleien erstrebt und anwendet, so dass Koheleth das vielfach falsch verstandene und nur so richtig begriffene Wort spricht: „Sieh zu, spricht Koheleth, das habe ich gefunden, eines zum andern, um eine Berechnung herauszufinden: Das noch suchte meine Seele, ohne es zu finden: „Einen Menschen (אדם) aus 1000 habe ich gefunden (es heisst nicht איש = einen Mann), aber eine Frau habe ich bei all diesen nicht gefunden". Ein Verdikt ist das ganz gewiss, aber ein Verdikt gegen Mann und Frau, keineswegs aber ein Zeichen einer geringwertigen Beurteilung des Weibes als solchen, sondern nur eine Verurteilung der allgemeinen, den wahren Menschen-Charakter vernichtenden Scheinkultur, der beliebten „Klügeleien", die den Mann ebenso ergriffen haben, wie die Frau, diese aber noch viel mehr; denn wenn Koheleth schon unter 1000 einen Menschencharakter in seiner ungekünstelsen Natürlichkeit noch gefunden hat, dann war es allerdings, wie er sagt, keine Frau (V, 25—29).

Die Frau als solche schätzt er hoch. Nur von der koketten, ränkesüchtigen, auf Fang ausgehenden Frau behauptet er, dass sie schlimmer sei, als der Tod (V, 26). Er kennt kein grösseres Glück, keine höhere Befriedigung bei dem allgemein düsteren Charakter des Lebens als die Verbindung mit dem Weibe, das man liebt. So sagt er: „Erwähle Dir das Leben mit der Frau, die Du liebst, alle Tage des Lebens Deiner Nichtigkeit, die Dir Gott gegeben hat alle Tage Deiner Nichtigkeit; denn das ist Dein Anteil am Leben und Deiner Mühe, mit der Du Dich mühest unter der Sonne“ (IX, 9).

Ganz sicher ist auch bei dem Satze (IV, 9—12): „Zwei sind besser als der eine; denn sie haben einen guten Lohn bei ihrer Mühe“, an die Verbindung mit dem Weibe, an die Ehe gedacht, wenn auch dort im allgemeinen bewiesen werden soll, dass Vereinigung, schon aus Nützlichkeitsgründen, besser ist, als Vereinsamung.

Wir sind mit den letzten Ausführungen von der Richtlinie unserer Darstellung abgeschweift; denn ein Teil derselben gehört eigentlich schon dem zweiten, mehr praktischen Teil zu. Wir wollten aber in diesem Zusammenhang einer weit verbreiteten falschen Auslegung entgegentreten.

Jedenfalls haben wir gesehen, dass die die Wahrheit vergewaltigende Scheinkultur, das gekünstelte, ausgeklügelte Wesen, das den von der Gottheit gerade geschaffenen Menschen entstellt und dadurch den Verkehr erschwert, ja vergiftet, Koheleth's Urteil über Welt, Leben und Mensch pessimistisch stimmt, ihn zu lauten Klagen veranlasst.

Das Leben im einzelnen wird in den meisten Fällen beeinflusst, ja es erhält seinen speziellen Charakter durch die Auffassung, die der Mensch von den Erdengütern hat, durch die Art und Weise, wie er sie verwendet. Die Beobachtungen, die Koheleth nach dieser Richtung im Leben angestellt hat, stimmen ihn gleichfalls trübe.

Wenn Menschen reich gesegnet sind an Erdengütern, wenn sie alles besitzen, was sie wünschen, wenn ihnen ein hohes Alter zuteil wird, aber die Gottheit hat ihnen nicht die Fähigkeit und die Möglichkeit gegeben, ihre Güter zu geniessen, dann sind sie

schlimm daran, schlimmer als eine Fehlgeburt, die nie das Licht der Sonne erblickt hat (VI, 1—6)[1]).

Koheleth nennt das ein heilloses Uebel, während er das Gegenteil, den Genuss der von Gott gewährten Güter, als den einzigen Gewinn für alle Mühe auf Erden, eine Gabe Gottes nennt (V, 17—19). Nicht minder schlimm ist unersättliche Begierde nach Geld und Gut. Wer die Menge liebt, hat nie eine wahre Ernte, deren er froh wird; dem Unersättlichen fehlt der Schlaf. Auch geht solcher Reichtum meist verloren, weil er eben des sichersten Momentes seiner Erhaltung entbehrt, das in der verständigen Verwendung gelegen ist. Nackt, wie er gekommen, geht ein solcher Mensch wieder aus der Welt hinaus; selbst die Kinder solcher Menschen leiden Mangel (V, 9—16). Die häufige Wiederkehr solcher Zerrbilder im Leben ist nicht erfreulich; sie lässt an dem gesunden Sinn der Menschen zweifeln und darum verzweifeln.

Auch das politische Leben gibt Koheleth Anlass zu bitterer Klage. Hier herrscht Erpressung, Raub des Rechts und der Gerechtigkeit, Vergewaltigung des Armen. Das ist aber auch gar nicht verwunderlich, da ein solch grosser Stab einander übergeordneter Beamten vorhanden ist, von denen jeder seine egoistischen Gelüste verfolgt. Trotzdem ist unser Weiser der Ansicht, dass das Königstum noch die nützlichste Regierungsform eines Landes ist (V, 7—9). Freilich darf der König weder ein alter Tor sein (IV, 13) noch ein unvernünftiger Jüngling. Ein edler, freigeborener Mann muss er sein, so dass weder er, noch seine Fürsten im Trinken ihren Lebenszweck sehen, sondern in energischer, tapferer Tätigkeit (X, 16, 17). Wie wandelbar übrigens auch die Volksgunst gegenüber einem König ist, das weiss Koheleth aus selbst erlebten Fällen zu erzählen. (IV, 13—16).

---

[1]) Die Worte וגם קבורה לא היתה לו sind, wenn auch gegen den massoretischen Akzent, herunterzuziehen zu נפל und konzessiv zu fassen: „Und wenn ihr auch kein Begräbnis zuteil wurde, sage ich doch, besser als er ist die Fehlgeburt daran“.

Das doppelte Manko des Genusses und der Beerdigung würde sicher dem Satz jede Beweiskraft nehmen, während er in der vorgeschlagenen Fassung überaus beweiskräftig ist.

Die meisten Qualen bereitet der Seele unseres Weisen die Beobachtung des krassen Widerspruchs zwischen Tugend und Glück, von dem das Leben voll ist.

Einige Sätze mögen uns darüber belehren:

„Es gibt eine Nichtigkeit, die da geschicht auf Erden, dass es nämlich Gerechte gibt, denen etwas zukommt entsprechend den Handlungen der Frevler, und dass es Frevler gibt, denen etwas zukommt entsprechend den Handlungen der Gerechten; da sage ich: „Auch das ist eine Nichtigkeit“ (VIII, 14).

„Alles habe ich gesehen in den Tagen meiner Eitelkeit, es gibt Gerechte, die bei ihrer Gerechtigkeit zu Grunde gehen, und es gibt Frevler, die lange leben bei ihrer Bosheit“ (VII, 15). Oder er sagt an anderer Stelle: „Alles kann allen begegnen; ein Geschick hat der Gerechte und der Frevler, der Gute und der Reine und der Unreine, der Opfernde, wie der, der das Opfer meidet; der Gute, wie der Sünder, der Schwörende, wie der, der den Schwur scheut“ (IX, 2). „Wiederholt habe ich gesehen unter der Sonne, dass nicht den Raschen der Lauf gehört und nicht den Starken der Krieg und nicht den Weisen das Brot und nicht den Vernünftigen der Reichtum und auch nicht den Wissenden Gunst zuteil wird; wahrlich ein Termin und Geschick trifft sie alle“ (IX, 11).

„Die Torheit ist auf ragende Höhen gesetzt; die Reichen müssen in der Niederung bleiben. Ich sah Sklaven auf Pferden, Fürsten den Sklaven gleich auf der Erde einhergehen“ (X, 6, 7).

Also ein greller Gegensatz zwischen Bewährung und Belohnung drängt sich dem Beobachter im Leben auf, erfüllt mit Wehmut und Schmerz, mit Trübsinn und Verzweiflung. Aus all den geschilderten Quellen entspringt dieselbe düstere Stimmung. Welt, Leben, Mensch und Gericht sind alle reich an Ausstellungen, geeignet, den Menschen das Leben zu verleiden.

Tritt dieser Fall bei Koheleth auch wirklich und dauernd ein? Zieht Kohelet aus der Erkenntnis des angeblich mangelhaften Charakters des Lebens die letzte Konsequenz des philosophischen Pessimismus, die darin besteht, dass wir das Leben grundsätzlich ohne jede Einschränkung dauernd hassen, den Willen zum Leben verneinen und unterbinden, die Welt für bankerott erklären und derselben je eher, je lieber entrinnen

möchten? Das ist nicht der Fall. Vor solcher Konsequenz behütet ihn schon sein fester Gottesglaube, seine Ueberzeugung, dass Gott die Welt schön, den Menschen gerade geschaffen hat; dass Gott in dem Wechsel der Erscheinungen, der uns Menschen ermüdet, weil wir ihn nicht vernunftgemäss ergründen können, das Gesetz erstrebt, d. h. dass Gott teleologisch, nach vernünftigen Zwecken wirkt.

Der Pessimismus des Koheleth führt nicht zur Weltverneinung, sondern zur Weltbeherrschung. Wohl weiss Koheleth nicht, worin das absolute Gute des Lebens gelegen ist. Sagt er doch: „Wer weiss, was gut ist für den Menschen im Leben während der Zahl der Tage des Lebens seiner Nichtigkeit, die er hinbringt wie ein Schatten?“ (VI, 12). Aber er anerkennt, dass es wenigstens relative Güter gibt. Koheleth stellt sich uns als praktischer Philosoph dar, der Aufschlüsse gibt, was je von zwei Extremen im Leben besser ist. Koheleth gibt den Weg an, den wir zu gehen haben, um zu leben. Er verneint das Leben nicht für sich und nicht für andere. Der philosophische Pessimist würde zu solcher Konzession nicht bereit sein.

Koheleth will das Leben beherrschen; das ist die praktische Ueberwindung seiner pessimistischen Anwandlungen. Wir wissen, dass ihm besonderen Schmerz die Tatsache bereitet, dass er zu viel auf den Glauben angewiesen ist und nicht mit seiner Vernunft die Rätsel des Lebens zu lösen vermag. Auch dieser Pessimismus wird überwunden. Koheleth verlangt Resignation, ein Sichbescheiden, ein Sichergeben in die Unabänderlichkeit dieser Tatsache.

Aber auch theoretisch, oder sagen wir dogmatisch, wird der Pessimismus besiegt, und zwar durch den Hinweis auf das Gericht Gottes, auf eine übersinnliche, ausgleichende Gerechtigkeit, durch die Ueberzeugung, dass hier auf Erden nicht aller Tage Abend ist, dass das Leben im Hienieden sich nicht erschöpft und nicht zum Abschluss kommt.

Was wir hier behauptet haben, müssen wir auch beweisen. Es ist überraschend, nunmehr Sätze zu vernehmen, die den früheren geradezu ins Gesicht schlagen. Und doch ist es nicht überraschend; denn wir haben die Seelenkämpfe Koheleths mit-

erlebt und kommen jetzt zu seinen Resultaten. Wir haben seine Zweifel mitgefühlt und nehmen jetzt teil an der Klarheit, zu der er sich aus seinen Zweifeln durchgerungen hat.

Wir sahen, dass den meisten Schmerz Koheleth die Beobachtung der Ungerechtigkeit im Leben, das Missverhältnis zwischen Tugend und Glück bereitet, dass er Sätze gesprochen hat, die ihn zum Zweifler an den höchsten Wahrheiten der Religion stempelten. Und doch ist er schliesslich von der Tatsache eines endlichen göttlichen Gerichts überzeugt, ist überzeugt vor allem davon, dass es gut nur den Guten gehen könne. Wir wollen eine sehr lehrreiche diesbezügliche Stelle wörtlich anführen: „Ich habe gesehen, dass Frevler bestattet wurden, während andere (Gerechte nämlich) kamen und von der Stätte der Heiligkeit (ins Exil) weg ziehen mussten, dass sie vergessen wurden in der Stadt, wo sie redlich gehandelt hatten (also wieder ein Widerspruch zwischen Frömmigkeit und Glück); auch das ist eine Nichtigkeit. Und weil sich nicht rasch vollzieht das Urteil dieser Handlungsweise des Bösen, darum ist das Herz der Menschenkinder voll, Böses zu tun. Wenn auch der Frevler hundertfach Böses tut und man ihm lange zuwartet, wahrlich so weiss ich doch, dass es gut nur gehen wird den Gottesfürchtigen, die sich vor ihm fürchten. Und gut wird es nicht gehen dem Frevler, mag er seine Tage auch lange hinziehen, wie ein Schatten, weil er sich nicht vor Gott fürchtet“ (VIII, 10—13).

Koheleth ist also überzeugt, dass es schliesslich einen Ausgleich gibt; nur dass er so lange auf sich warten lässt, betrachtet er als einen Mangel und als eine Gefahr. Er ist fest überzeugt, dass es nur dem Guten gut gehen kann, dem er an anderer Stelle zuruft: „Gehe hin, iss in Freuden Dein Brot und trinke wohlgemuten Herzens Deinen Wein; denn bereits hat Gott Wohlgefallen an Deinen Handlungen“ (IX, 7). Und diese seine Ueberzeugung gründet sich auf die weitere Zuversicht, mit der er sein Buch abschliesst: „Wahrlich jede Tat bringt Gott ins Gericht, alles Geheime, ob es gut oder böse ist“ (XII, 14).

Nun könnte man meinen, dass es sich um einen Ausgleich im Hienieden allein handelt, der immerhin einmal, wenn auch spät, stattfindet. Dass Koheleth damit sich aber nicht zufrieden gibt, zeigt uns der Satz, den wir schon zitiert haben, der Satz, den

er mit dem Fingerzeig drohender Geberde den das Recht vergewaltigenden Richtern entgegenschleudert: „Ich habe gesehen unterhalb des Himmels den Ort des Rechts und sieh, da herrscht die Bosheit, den Ort der Gerechtigkeit und sieh, da herrscht der Frevel; da sagte ich mir in meinem Herzen: den Gerechten und Frevler richtet Gott; denn einen Termin gibt es für jede Sache, und wegen jeder Sache gilt es dort" (III, 16—17).

Dieses „dort" wäre auch dann deutlich genug, wenn auch nicht das die Unsterblichkeit und das Fortleben der Seele verkündende Wort am Schlusse des Buches stände, das Wort: „Und es kehrt zurück der Staub zur Erde, so wie er war, und der Geist kehrt zu Gott zurück, der ihn gegeben hat" (XII, 7). Hier ist also auch der Zweifel unseres Weisen behoben, „ob der Geist des Menschen nach oben steigt, der Geist des Tieres aber nach unten".

Nur auf dem Boden einer solchen Ueberzeugung, die das Diesseits mit dem Jenseits verknüpft und die beklagten Nichtigkeiten des Lebens durch den Glauben an ein göttliches Gericht in sich zerfliessen lässt, wie der Nebelflor vor der aufgehenden Sonne zerfliesst, hat die in der Form einer eindringlichen Mahnung von Koheleth ausgesprochene Bestimmung des Menschen einen Sinn: „Der Schlusssatz, aus dem alles gehört wird, ist: „Fürchte Gott, beobachte seine Gebote! Denn das ist der ganze Mensch" (XII, 13).

Hat aber der Mensch eine Bestimmung, so hat das Leben einen Inhalt und jedem Pessimismus ist der Boden entzogen.

Dieser Schlusssatz ist für uns auch noch in anderer Beziehung interessant und wichtig. Er räumt mit zwei weiteren Worten Koheleths auf, die er in der Stimmung seiner Unzufriedenheit und Zweifel gesprochen hat und die teils bedenklich, teils merkwürdig genug lauten. So heisst es (IX, 1): „Alles dies habe ich mir zu Herzen genommen, um alles dieses auszuforschen, dass nämlich die Gerechten und Weisen und ihre Diener in der Hand Gottes stehen; auch Liebe und Feindschaft kennt der Mensch nicht; alles liegt vor ihnen".

Dieser Satz lautet bedenklich nach Determination, d. h. nach einer Gebundenheit des Willens und würde, da er den Menschen jeder Verantwortlichkeit überhebt, jede wahre Religion unmöglich

machen. Wenn aber Koheleth des Menschen Bestimmung in Gottesfurcht und in Gehorsam gegen Gottes Gebote findet, so charakterisiert sich dieser Satz als eine Blüte des später besiegten Zweifels. Dasselbe lehrt uns ja auch die wiederholte Mahnung, dass es für den Menschen nichts Gutes gebe, als die Freude an seinen Handlungen. Eine solche Freude aber wäre ausgeschlossen, wenn die Handlungen des Menschen ein Produkt des Zwanges wären, nur auf instinktiven Trieben, nicht auf Vernunft und Freiheit beruhten.

Der zweite Satz, der von jeher den Erklärern grosse Schwierigkeit verursachen musste, wäre, wenn er nicht auf das religiöse Verhalten bezogen zu werden brauchte, vollständig harmlos und gerechtfertigt. Es ist dies der Satz von der Empfehlung der goldenen Mittelstrasse: „Es ist gut, dass Du das eine ergreifst, aber auch nicht vom anderen Deine Hand fahren lässt; denn der Gottesfürchtige wird allen gerecht" (VII, 8).

Allein unmittelbar vorher stehen folgende Sätze:

„Sei nicht zu gerecht und sei nicht allzu weise! Warum willst Du Dich selbst vernichten? Sei auch nicht zu frevelhaft und sei kein Tor! Warum willst Du sterben nicht zu Deiner Zeit?" (VII, 6—7). Zumal die christlichen Erklärer operieren hier mit dem Schlagwort von der angeblich gerügten äusseren Werkheiligkeit, von pharisäischer Askese und wollen hier Koheleth eine Mahnung aussprechen lassen, dass die Frömmigkeit nicht den Lebensgenuss zerstören oder auch nur stören solle, wobei sie ohne weiteres dem Genuss den Charakter des Frevelhaften beilegen.

Wir halten diese Erklärung für falsch; denn diese Anschauung ist nicht jüdisch.

Wir glauben, dass Koheleth diesen Satz gesprochen hat zu einer Zeit, in der die Beobachtungen des Lebens ihn so mächtig bedrückten, dass er wieder einmal der Skepsis seiner Vernunft das Uebergewicht über seinen Glauben zugestand, ohne dass er tatsächlich den Mut fand, den Glauben ganz fahren zu lassen.

In einer solchen Stimmung des Zwiespalts seiner Seele, ist dieses realistische und opportunistische Wort, so merkwürdig es auch klingt, verständlich. Am Ende seiner Erwägungen, da der Glaube über die Skepsis der Vernunft gesiegt hat, ist freilich für solche Anschauung und Mahnung kein Platz mehr. Hier klingt

die Philosophie der Vernunft harmonisch zusammen mit der Stimmung des Glaubens: „Der Schlusssatz, aus dem alles herausgehört wird, lautet: „Fürchte Gott und befolge seine Gebote! Denn das ist der ganze Mensch!“ Das ist des Menschen ganze Bestimmung.

Indessen war Koheleth mit dem Leben nicht nur um deswillen unzufrieden, weil Tugend und Glück in einem schreienden Missverhältnis stehen, sondern vor allem deshalb, weil es ihm in eudämonologischer Beziehung nicht genügen konnte. Wir haben gehört, dass er das Leben, das ihn an und für sich nicht befriedigte, das ihn wegen der schreienden Ungerechtigkeiten der Menschen direkt anwiderte, in einer Weise hasste, dass er es aussprach, das Nichtsein ist dem Sein vorzuziehen.

Auch diese Stimmung und Anschauung ist nur eine vorübergehende. Wenn er spricht: „Wer noch verbunden ist mit allen Lebenden, der hat Zuversicht; denn dem lebenden Hund ist es besser, als dem toten Löwen“ (IX, 4), so ist dabei allerdings dem ganzen Zusammenhang nach das so zu erklären, dass er glaubt, mit dem Tod ist alles aus, dem Lebenden aber kann immer noch ein Glück beschieden sein. Der Satz ist noch in der Stimmung des gährenden Zweifels gesprochen. Allein auch in dieser Form und bei diesen Voraussetzungen, selbst bei der Relativität des Urteils ist dieser Satz schon nicht mehr pessimistisch in dem landläufigen philosophischen Sinn. Koheleth gesteht dem Leben auch hier einen relativen Wert zu, jedenfalls einen grösseren, als dem Nichtsein. Viel absoluter und positiver lautet schon der Satz: „Süss ist das Licht und gut ist es für die Augen, die Sonne zu schauen!“ (XI, 7).

Indessen ist das Menschenleben an und für sich ja nur ein Ausschnitt aus dem grossen Weltganzen. Was lehrt Koheleth aber bezüglich der Welt? Zu welchen Zugeständnissen sieht er sich mitten in seinen intellektuellen Zweifeln gezwungen?

Sie zeigen uns, dass Koheleth weder mit der Welt noch mit dem Leben ganz unzufrieden ist.

„Alles hat Gott schön geschaffen zu seiner Zeit, auch die Ewigkeit [oder auch die Welt] hat er ihm ins Herz gelegt, ohne dass aber der Mensch das Werk, das Gott geschaffen hat, zu finden vermöchte von Anfang bis zu Ende“ (III, 11).

Hier sind 3 Gedanken zu unterscheiden. Erstens das Zugeständnis, dass Gott eine schöne Welt geschaffen hat. Das ist ein Ausdruck des Optimismus im allgemeinen. Ganz besonders lobt aber Koheleth, dass Gott die Welt oder die Ewigkeit — עֹלָם bedeutet ja beides! — dem Menschen ins Herz gelegt hat. Das heisst doch wohl nichts anderes, als dass der Mensch durch göttliche Einrichtung nach Ewigkeit strebt, bemüht ist, über das bruchstückartige Erkennen hinaus zu kommen und die Ewigkeit mit seinem Wesen zu umspannen.

Uebersetzen wir עלם mit „Welt", so nehmen wir die von Aben Esra im Namen älterer Exegeten gebrachte Erklärung an, dass die Lust nach der Welt, die Freude an der Welt, das Streben und Vermögen, die Welt zu geniessen, eine von Gott der menschlichen Seele gewährte Fähigkeit ist. Allbekannt ist die Deutung des Talmuds, wonach dieser Konsonanten - Komplex in anderer Punktation auf הֶעְלֵם hinweise: „eine Verdunkelung hat Gott dem Menschen ins Herz gelegt", womit gesagt sein soll, dass die Ungewissheit des Todestags, die Gott gewollt hat, des Menschen grösstes Glück und die Garantie für den Bestand der menschlichen Gesellschaft bedeutet, da sonst die Menschheit zu streben und zu arbeiten aufhören würde und der Zusammenhang der Geschlechter gefährdet wäre.

Der letztere Gedanke ergibt sich auch, wenn wir nach einer anderen talmudischen Erklärung an הָעֳלָם „die Kinder" = die Liebe zu den Kindern, für die die Eltern selbstlos arbeiten, denken. Akzeptieren wir die Erklärung הֶעְלֵם „eine Verdunkelung", so haben wir eine Antithese zu einem anderen Satz Koheleths, in welchem er noch in einer Anwandlung des Weltschmerzes die Ungewissheit des Todestages bedauert:

„Auch kennt der Mensch nicht seine Zeit, wie Fische, die in einem schlimmen Netz gepackt werden, wie Vögel, die gefangen werden in der Schlinge, so werden gefangen die Menschenkinder zur Zeit des Unglücks, wenn es sie plötzlich überfällt" (IX, 12).

Wie immer wir also diesen Satz erklären, er ist der Zeuge eines gesunden und starken Optimismus. Nur der letzte Teil, der dritte Gedanke des Satzes, ist resigniert, ist pessimistisch;

er drückt das Bedauern aus, dass der Mensch vermöge seiner Vernunft die Schönheit der Welt nicht von Anfang bis zu Ende ergründen kann.

Diesem Satz schliesst sich alsbald ein anderer an, der nahezu dasselbe sagt:

„Ich weiss es, alles, was Gott schafft, das wird ewig sein; da lässt sich nichts hinzufügen und nichts hinwegnehmen. Gott aber hat es geschaffen, damit sie vor ihm Respekt gewinnen. Was war, bereits ist es wieder und was sein wird, das war bereits; Gott aber sucht auf und hält fest das Verdrängte" (III, 14, 15). Dieser Satz lehrt uns die Fortdauer des Weltbestandes nach Gottes Willen und Gesetzen, ihre tadellose Gestaltung, die keinem Menschen eine Aenderung gestattet, die Allmacht Gottes, der sie geschaffen, die Weisheit und Allwissenheit Gottes, die bei dem Koheleth doch besonders betrübenden Wechsel das Gesetz im Auge behält. Die Welt ist also kein Stümperwerk und kein bankerottes Geschäft, wie uns der Pessimismus glauben machen will. Vielmehr ist sie ein Werk der Allmacht und Weisheit, zu der wir Vertrauen besitzen dürfen. Denselben Optimismus bezüglich der Welt lehrt uns der Satz:

„Am Tag des Glücks sei wohlgemut und am Tage des Unglücks sei nachdenklich; auch das hat Gott, das eine dem anderen entsprechend, eingerichtet in einer Weise, dass der Mensch nichts hinter ihm her (auszusetzen) fände" (VII, 14). Im Zusammenhang mit diesem Satz ist uns auch das unmittelbar vorangehende oftmals missverstandene Wort klar:

„Achte auf das Werk Gottes; denn wer könnte richten, was er gekrümmt hat?" (VII, 13).

Das Wort will sicher nichts anderes sagen, als dass auch das Krumme, sagen wir einmal „das Übel", in der Welt planvoll ist und nach Gottes Willen an seinem Platze steht. Der Satz ist also eine Theodicee.

Unverkennbar ist die optimistische Auffassung von Leben und Mensch, die beide Schöpfungen Gottes sind, wenn wir folgende Sätze betrachten: „Nur achte darauf, was ich gefunden habe, Gott hat den Menschen gerade geschaffen" (VII, 29).

„Besser ist das Ende, d. h. die spätere Entwickelung einer Sache, als ihr Anfang" (VII, 8).

Dieser Satz kann in solch apodiktischer Form seine Geltung nur haben, כשהוא מראשיתו טוב „wenn sie von Anfang an gut war", wie Rabbi Akiba richtig bemerkt. Demgemäss spricht sich hier ein Zutrauen zu dem Fortschritt des als gut aus der Hand Gottes hervorgegangenen Menschengeschlechts aus, das unmittelbar im Anschluss an diesen Satz seinen prägnanten Ausdruck findet in dem vielzitierten Wort:

„Sprich nicht: was war denn, dass die früheren Tage besser waren, als diese; denn nicht aus Weisheit fragst Du das" (VII, 10).

Dieser Optimismus, dieses Vertrauen auf das Menschengeschlecht, seine Entwicklung und Zukunft, diese schroffe Abweisung des laudator temporis acti ist vielsagend, bezeichnend und jedenfalls dem Geiste der Thora entsprechend.

Wir haben aus diesen Nachweisen erkannt, das Koheleth in seinen theoretischen Spekulationen über Welt und Leben trotz aller anfänglichen Skepsis und trotz vorübergehender pessimistischer Anwandlungen tatsächlich schliesslich beim Optimismus der Welt- und Lebensanschauung anlangt.

Noch mehr drängt sich uns das auf, wenn wir nunmehr den praktischen Philosophen vernehmen, der, weit entfernt, das Leben zu verneinen und als nichtig bei Seite zu werfen, uns wertvolle Ratschläge gibt, um dasselbe anzubauen und glücklich zu gestalten. Dieser Teil ist sicher der wohltuendste des ganzen Buches. Er enthält die herrlichste Spruchweisheit. Hier kann nur eine kleine Auslese dargeboten werden.

Mitten in den Ausbrüchen seiner pessimistischen Anwandlungen, die ihn ja, wie wir sahen, zu einer Verurteilung des Lebens führten, empfiehlt Koheleth immer wieder die Freude, den Genuss. Das stimmt natürlich nicht zu einem ernsten philosophischen Pessimismus. Das Axiom und die Konsequenz des Pessimismus lautet anders. Indessen ist Koheleth durchaus kein Epikuräer, der den Genuss um jeden Preis auf seine Lebensfahne schreibt. Selbst als er, um das Unbefriedigende der Betrachtung der Welt, ihres Laufes und Wechsels von sich abzuschütteln, der Lust und dem Vergnügen sich zuwendet, rühmt er, dass „ihm seine Weisheit dabei verblieb" und ihn vor einem

sinnlosen Uebermass geschützt habe. Er hat aber die Lust überhaupt nicht als einen befriedigenden Lebenszweck und Lebensinhalt zu erkennen vermocht; sie ist ihm eitel. Wohl aber ist er überzeugt, dass bei der allgemeinen Ungewissheit des Lebens die Freude am Dasein, das ruhige Geniessen des Augenblicks ein relatives Glück bedeute. Freilich die Fähigkeit dazu beruht gleichfalls auf einer Gabe Gottes, die nicht jedem zu teil wird. Auch darf die Freude nicht ausarten, sie soll geleitet und reguliert werden von dem Gedanken des göttlichen Gerichts und des göttlichen Wohlgefallens. „Geh, iss in Freuden Dein Brot, trinke wohlgemuten Herzens Deinen Wein, wenn Gott bereits Wohlgefallen hat an Deinen Handlungen" (IX, 7).

„Freue Dich Jüngling Deiner Jugend, und es tue sich Dein Herz gütlich im Frührot Deines Lebens, gehe in den Wegen Deines Herzens; wisse aber, dass bei allem dem Dich Gott ins Gericht einführen wird! Entferne den Kummer aus Deinem Herzen, das Leid von Deinem Körper; denn auch die Jugend und des Lebens Morgenröte ist eitel" (XI, 9 und 10). Und gedenke Deines Schöpfers in den Tagen Deiner Frische, ehe die Tage des Bösen kommen und Jahre herangelangen, von denen Du sprichst, ich habe keinen Gefallen an ihnen" (XII, 1).

Ganz im Sinne solcher Mahnung, solcher Auffassung vom Genuss spricht Koheleth die Ueberzeugung aus:

„Und ich habe gesehen, das es nichts Besseres gibt, als das, dass sich der Mensch seiner Handlungen freut" (III, 22).

Genuss ist recht, wenn er vor Gott bestehen kann, Freude ist empfehlenswert, wenn sie von dem Bewusstsein unseres Wertes und unserer Bewährung in jedem Lebensalter getragen ist. „Am Morgen säe Deinen Samen, und auch am Abend lasse Deine Hand nicht sinken; denn Du weiss nicht, was gelingen wird, das oder das, oder ob beide gleichmässig gut sind" (XI, 6).

Ein absolutes Gut, ein absolutes Glück hat Koheleth bei seinen theoretischen Spekulationen herauszufinden nicht vermocht. Er spricht das in den Worten aus: „Wer weiss, was gut ist für den Menschen in der Zahl der Tage des Lebens seiner Nichtigkeit, die er hinbringt wie den Schatten?" (VI, 12).

Indem er nunmehr aber das Leben praktisch auffasst, praktisch betrachtet, erkennt er, dass das Vorhandensein relativer

Güter nicht zu leugnen ist. Die Form, in der er uns seine Weisheit bietet, ist hier immer die: „Besser ist das als das". Wir haben hier also eine praktische Abschätzung des Wertes der einzelnen Lebensinhalte und Lebensgüter.

„Besser ist ein guter Name als gutes Oel" (VII, 1). Hier gibt Koheleth bei der Wahl zwischen den greifbaren, realen Gütern einerseits und den geistigen und seelischen Potenzen andererseits den Vorzug den idealen Gütern des Lebens. Er ist also kein Materialist, kein Herold des sinnlichen Genusses, kein Epikuräer. Bei der Wahl zwischen Oberflächlichkeit und Ernst greift unser Philosoph zum Ernst. „Es ist besser in das Trauerhaus zu gehen, als in das Haus des Gelages; denn da es das Ende aller Menschen ist, nimmt es sich der Lebende zu Herzen" (VII, 2). Der Weise wird darum eher im Hause der Trauer anzutreffen sein, während der Toren Sinn ganz auf das Haus des Gastmahls, des Gelages gerichtet ist (VII, 4). Alle diese Sätze zeigen uns, dass Koheleth, wenn er den Lebensgenuss empfiehlt, nicht etwa dem Leichtsinn der oberflächlichen Lebensauffassung das Wort reden wollte. Sie zeigen uns aber auch, dass der Autor solcher Sätze doch nicht so gering vom Leben denken konnte, wie der philosophische Pessimist es tut oder auch wie seine eigenen schmerzgeborenen Aeusserungen, die düsteren Kinder augenblicklicher Stimmung, es zu tun scheinen.

Wer das Leben endgiltig hasst, gibt nicht Ratschläge es zu gestalten. Und wie herrliche Ratschläge gibt er uns!

„Es ist besser, Scheltworte der Weisen anzuhören, als ein Mann zu sein, der Lobgesänge der Toren vernimmt" (VII, 5).

Er mahnt zur Gelassenheit und Demut, warnt vor Zorn und Aufregung.

„Besser ist Langmut, als Hochmut" (VII, 8). „Sei nicht übereilt in deinem Gemüte zu zürnen; denn der Zorn ruht in dem Schosse der Toren" (VII, 9).

Koheleth mahnt zur Sanftmut, zur Nachsicht im Urteil, zur Klugheit und Versöhnlichkeit, zumal im Bewußtsein, dass wir selber oft genug uns von Sünde nicht frei wissen. „Auch sollst Du nicht auf alle Worte, die sie sprechen, Dein Herz richten, damit Du nicht Deinen Knecht Dir fluchen hörst; denn gar viele

Male weiss es auch Dein Herz, dass Du anderen geflucht hast" (VII, 21, 22).

Der Weisheit redet unser Philosoph besonders das Wort. Ihren veredelnden Charakter spricht er in den Worten aus: „Wer wäre der Weise und wer kännte die Deutung der Sache: Die Weisheit des Menschen lässt sein Antlitz leuchten und die Starre seines Angesichts wird verändert"? (VIII, 1).

Ein Weiser kann durch seine Weisheit eine ganze Stadt erretten, was die lärmenden, grosssprecherischen 10 Herrscher nicht fertig brachten (VII, 19; IX, 13—16). Es mag immerhin sein, dass Koheleth hier auf einen selbsterlebten tatsächlichen Fall anspielt. Trotzdem ist die tiefsinnige Erklärung der Weisen nicht abzulehnen, dass die belagerte Stadt der menschliche Körper, die 10 Herrscher die 10 egoistischen Organe der Sinnlichkeit sind und unter dem die Stadt rettenden armen Mann die der Vernunft zugängliche Stimme des Guten in der Menschenbrust verstanden werden muss. Freilich, meint Koheleth bedauernd, wird die Weisheit nicht immer gehört.

Ganz besonders hütet uns die Weisheit vor Fehlern gegenüber den Herrschenden. Sie regt zur gewissenhaften Pflichterfüllung an und tröstet bei einer schlimmen Regierung durch den Gedanken, dass bei dem ewigen Wechsel in der Welt auch die Bosheit der Herrscher ihr Ende findet; denn es gibt Gewalten, denen auch sie nicht entrinnen können (VIII, 2—8.) Die Weisheit ist die Mutter der Vorsicht: „Auch in Deinen Gedanken fluche dem König nicht und in Deinem Schlafgemach verwünsche nicht den Reichen; denn der Vogel des Himmels trägt die Stimme weiter, der Geflügelte verrät das Wort" (X, 20). Weisheit ersetzt und erspart Kraft und Anstrengung (X, 10).

Wiederholt stellt Koheleth die Weisheit ins rechte Licht durch Beleuchtung der Abgeschmacktheit des Toren, der trotz allen Wortschwalls die erwartete Antwort schuldig bleibt (X, 12—15). Weisheit lehrt uns auch das rechte Verhalten Gott gegenüber; sie hütet uns im Bewusstsein unserer Schwäche vor Aufregung und Trotz gegen Gott (VI, 10). Sie lehrt uns Gehorsam und schützt uns vor den Fehlern der Toren, die in Häufung von Gebeten, in der Menge der Opfer und der Fülle der Gelübde sich

nicht genug zu tun vermögen. Hingegen wird der Weise gewissenhaft sein in der Erfüllung der einmal ausgesprochenen Gelübde (IV, 17—V, 4).

Weisheit bewahrt uns auch vor Ueberhebung: „Wenn der Geist der Herrschsucht Dich übermannen will, so verlasse Deinen Platz nicht; Gelassenheit lässt grosse Sünden ruhen" (X, 4).

Koheleth ermahnt zur Tatkraft, zu mutigem, tapferem Verhalten. Allzu grosse Aengstlichkeit lässt den rechten Zeitpunkt versäumen: „Wer auf den Wind schaut, wird nicht säen; wer auf die Wolken blickt, wird nicht ernten" (XI, 4).

„Durch Faulheit senkt sich das Gebälk, durch Schlaffheit der Hände trieft das Haus" (X, 18).

„Der Tor verschränkt die Hände und zehrt sein eigenes Fleisch auf" (IV, 5).

Zur Wohltätigkeit regt Koheleth ganz besonders an, schon aus Nützlichkeitsgründen angesichts der Unbeständigkeit des Glücks: „Wirf Dein Brot auf die Oberfläche des Wassers; denn in der Menge der Tage wirst Du es wieder finden. Gib einen Teil sieben und auch acht Male; denn Du weisst nicht, welches Unglück auf Erden herrschen wird" (XI, 1—2).

Das ganze Buch klingt aus in die Aufforderung zu nützlichem Tun, zu gottgefälligem Genuss, zu beständiger Aufmerksamkeit im Dienste Gottes, so lange man dazu die Kraft besitzt, ehe die Tage des Greisenalters kommen, das in scharfsinniger und ergreifender Allegorie zur Darstellung gelangt, und ehe der Tod eintritt, der den Körper zur Erde, die Seele zu Gott zurückruft (XII). Mit dem Hinweis auf das göttliche Gericht und die schon erwähnte Mahnung, in Gottesfurcht und Gehorsam gegen Gottes Gebote des Menschen Bestimmung zu erblicken, schliesst das merkwürdige Buch.

Wir haben eingangs unserer Betrachtung schon erwähnt, dass vielfach das Buch Koheleth als die Philosophie des Pessimismus in Anspruch genommen wird. Dass das mit Unrecht geschieht, haben wir nachzuweisen versucht. Wenn neuerdings Koheleth als das Buch des Optimismus *κατ' ἐξοχήν* bezeichnet wurde, so kann das ebenso wenig als ohne weiteres richtig erkannt werden.

Richtig ist, dass dieses Buch den Kampf der pessimistischen und der optimistischen Lebensauffassung uns vor Augen führt und dass trotz energischer pessimistischer Anwandlungen des Verfassers der Optimismus siegt, der den Pessimismus durch die Betonung der übersinnlichen Faktoren überwindet.

Diese Gegensätzlichkeit der Auffassung gehört zu den eigenartigen Schicksalen unseres Buches. Oder wäre es nicht eigenartig, wenn Heinrich Heine das Buch Koheleth, „das Hohelied der Skepsis" nennt, während im Gegensatze hiezu Franz Delitzsch von ihm als dem „Hohelied der Gottesfurcht" spricht? Und wiederum können wir sagen, dass beide Urteile ebenso richtig und ebenso falsch sind.

Koheleth ist eben das erschütternde Drama des Zweifels, des siegreichen Zweifels, das Drama des Kampfes zwischen Erfahrung und Glauben. Wie immer aber das Buch aufgefasst wird, stets werden wir dem Urteile des französischen Gelehrten Renan beipflichten, dass Koheleth ist: „un livre charmant", ein entzückendes Buch, ein liebenswürdiges und liebenswertes Buch; ein Buch, von dem er weiterhin sagt:

„nous l'aimons, car il a vraiment touché toutes nos douleurs".



